

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 10.

Donnerstag, am 3. März.

1853.

Clementine.

Novelle

von

Adolf Stern.

Ein schwüler heißer Sonntagnachmittag lagerte über dem Lande. Die Sonne blickte grollend aus den schwarzen Wolkenmassen, welche sich um sie türmten, hervor, im Laube der Bäume begann es geisterhaft zu rauschen, der pulverfeine Staub auf den Straßen wirbelte leicht in die Höhe, alles deutete auf den nahen Ausbruch eines Gewitters hin. Hinter den Bergen, welche die weite Landschaft umrahmten, rollte schon der Donner, die Bogen des Flusses murmelten schwerfällig dahin, und weiße Schaumtropfen sprühten aus ihnen empor.

Auf dem Wege, welcher von der Stadt nach einem beliebten Vergnügungsorte, die Renaissance genannt, führte, eilten mit hastigen Schritten zwei junge Männer in leichter eleganter Kleidung dahin. Bedenklich schaute der eine nach dem Himmel und dann wieder nach einem noch in weiter Ferne liegenden Hause, dann sagte er zu seinem Begleiter, welcher auf den Boden zu seinen Füßen hinstarrte:

„Schneller! Alexander. — Die Renaissance ist noch weit und das Gewitter sehr nahe.“

Der Aufforderung Folge leistend wandelte auch der andere junge Mann seinen Geschwindschritt in einen raschen Lauf um, der beide nach wenigen Minuten in die Gärten des erreichten Vergnügungsortes eintreten ließ. Inmitten derselben war ein großes Glaspavillon errichtet, dieser mußte ihnen Schutz gewähren. Beim Eintritt bemerkten sie zu ihrer großen Bewunderung, daß sich Niemand in dem Saale befand, als der Eigenthümer der Renaissance.

„Guten Tag, Herr Schmiedter!“ rief der jüngere der beiden, ein Vierundwanziger mit einem lebenslustigen Bacchusgesicht, diesem zu.

„Wie mag es kommen,“ fügte sein älterer, blonder und blässer Begleiter hinzu, „daß sich Niemand als wir hieher geflüchtet hat.“

Der Frager nahm den Hut, trocknete mit dem feinen Battistatuch die hohe Stirn und strich die schwarzen Locken, welche dieselbe umkränzten, zurück. Herr Schmiedter indeß, nachdem er sich ärgerlich an der weißen Halsbinde gezupft hatte, erwiderte: „ich bin selbst daran Schuld, meine Herren, — das heißt, ich nicht, sondern die Gesellschaft Concordia, welche mich sitzen ließ. Sie wollte ihr Sommerfest heute hier halten; ich ließ demnach in den

Anzeiger setzen, daß sonst Niemand Zutritt habe, und nun ist gefotten und gebraten, und die Concordia kommt nicht. Und hätte ich nicht den Zutritt selbst verboten, so würde sich alles vor dem Gewitter hierher flüchten."

Laut über das komische Unglück des Wirthes lachend, befahlen die beiden jungen Männer Champagner zu bringen; neugierig forschte Herr Schmiedter noch: „spielen Sie heute nicht, meine Herren?"

„Nein — heute singt eine berühmte Sängerin mit einer Gold- — wollte sagen Silberstimme, die Gold einträgt," erwiderte der jüngere.

Sowie der Hotelier den Saal verlassen, versank der ältere der beiden Schauspieler, denn aus der Frage des Wirths ging deutlich hervor, daß sie solche waren, wieder in sein dumpfes Hinbrüten. Gewaltsam entriß ihn der jüngere demselben, indem er losbrach: „nun kann ich Deine Träumerei nicht länger mit ansehen. Was hast Du? — Was fehlt Dir? Heraus damit!"

„Mir — nichts" — —

Und wieder versank der junge Mann in seine Träumereien.

„Nun, das muß ich sagen," tief mit komischer Verzweiflung der Begleiter, „ich hätte kaum geglaubt, daß der Mensch im Glücke so thöricht werden könnte, sich zu grämen. Du, der erste Held eines großen Stadttheaters, zweihundert Thaler Monatsgage, Liebling des Publikums und vor allem der Damen — soll ich nun begreifen, warum Du den Kopf hängst? ist mir nicht denkbar. Du müßtest Dir etwa einige Schulden anschaffen, wie Dein Fritz!"

Der ältere hatte bei Aufzählung seines Glückes mitleidig gelächelt, er beugte sich mit einem kurzen „hm — hm" zu antworten.

„Mein! — jetzt fällt mir es ein, weshalb die Erde für Dich gar nicht mehr existirt. Du bist verliebt?"

„Ja," antwortete der Gefragte mit fester Stimme.

„Dann freilich erklärt sich Dein Trübsinn. Wen könnte aber Alexander Wellau unglücklich lieben."

„Höre, Fritz," sagte Alexander tief athemholend, „es ist am besten, ich bekenne Dir gleich alles. Vorigen Winter lernte ich auf den Casinobällen die Tochter des Kaufmanns Starfenburg kennen."

„Die schöne Clementine," warf Fritz ein.

„Dieselbe. Ich besuchte nun alle öffentlichen Orte, alle Gesellschaften, wo ich erwarten durfte, sie zu treffen. Und nach wenigen Wochen beglückte sie mich mit ihrer Gegenliebe!"

„Sie beglückte Dich mit ihrer Gegenliebe und Du hängst den Kopf?" fragte Fritz erstaunt. „Dann ist sie treulos geworden?"

„Auch das nicht," versetzte Alexander trüb. „Allein ihr Vater ist der geldstolze Kaufmann Starfenburg, er will sie mit einem jungen Banquier, einem gewissen Herrn Flügel, vermählen."

„Den kenne ich. Er war neulich in Salettis Keller und gab da verschiedene Weine und ein kaltes Frühstück zum Besten. Ich trank mit ihm Brüderschaft."

Alexander beachtete die leichtfertige Unterbrechung nicht, sondern fuhr fort: „ich habe keine Aussicht, zum Besitze meiner Clementine zu gelangen. Und eben das macht mich traurig und vorstimmt"

„Höre, Alexander," sagte Fritz, plötzlich ernst geworden, „es ist eine schlimme Geschichte, in die Du Dich verwickelt hast. Abgesehen davon, daß ich nicht begreife, wie ein Künstler Heirathsgedanken haben kann, so konntest Du Dir gleich im Anfange sagen, daß es nicht möglich sei, an eine Ehe mit Fräulein Clementine zu denken" —

„Und warum nicht?" fragte Alexander mit eisiger Ruhe.

„Warum nicht? — weil — weil Du — ein Schauspieler bist!"

„Also darum kein Mensch, darum ein Bettworfner, ein Paria!" —

„Greifste Dich nicht!" beruhigte Fritz. „Es wird sich eben alles finden, vielleicht läßt sich die schöne Clementine entführen. Ich will für Dich denken."

Die letzten Worte hörte Alexander nicht mehr er starrte auf die Glashüren des Pavillons und faßte, auf eine kleine Gesellschaft deutend, die eben in den Renaissancegarten trat, den Genossen krampfhaft beim Arme. „Das sind sie!" —

„Wer?" fragte Fritz verwundert und klemmte die Forgnette ins Auge.

„Die Starfenburgs, es ist richtig, sie kommen hier herein," sagte er dann gleichmüthig.

In der That bewegte sich durch den Garten

eine aus vier Personen bestehende Gesellschaft. Die Spitze derselben bildete eine alte Dame mit abgelebten Zügen, in denen sich ein Rest Seelengüte zu verstecken suchte, und ein junger Mann dessen ganzes Wesen dem unbefangnen Beobachter einen bedeutenden Widerwillen einflößen mußte. Die gewöhnliche Stirn ward von schlichtem kurzen Haar umgeben, das Gesicht zeichnete sich durch ein beständiges bitter-süßes Lächeln im Mundwinkel und ein heuchlerisches Auf- und Niederschlagen der feuchten Augen aus. Die Kleidung dieses sonderbaren jungen Mannes war durchaus schwarz und gewählt einfach. Den geraden Gegensatz zu ihm bildete das junge Mädchen, nach dem Alexander mit gemischtem Schmerz und Entzücken blickte. Eine wahre Pallasstirn in einem Rahmen kastanienbrauner Locken, ein regelmäßiges Gesicht und ein hoher üppiger Wuchs ließen bewundern, daß der alte schlichte Mann neben ihr, auf dessen Gesicht das Einmaleins und der Courszettel gar zu deutlich geschrieben stand, eine solche Tochter habe.

Die Gesellschaft trat in den Pavillon ein, Alexander suchte sich möglichst zu verbergen, es gelang ihm nicht so, daß ihn nicht Fräulein Clementine erblickt hätte und auf einen Augenblick, jedoch nur auf diesen einen, erblaßt wäre. Eben dieser Augenblick war jedoch voreilend gewesen, dem jungen Manne, welcher der Begleiter ihrer Mutter war, einen Argwohn einzuslößen und ihn zur genauen Beobachtung der beiden Schauspieler zu veranlassen.

Der lustige Freis fand dies unbequem und nur aus Rücksicht auf Alexander, der ganz in träumerischer Anschauung des Gegenstandes seiner Liebe versunken war, bewog ihn zu bleiben. Die Gesellschaft, welche aus der Familie Starkenburg und dem, wie Freis seinem Freunde zuflüsterte, kürzlich erst ernannten Diakonus Sanft bestand, ließ sich an einem der Tische nieder, welche in weitester Entfernung von den Schauspielern befindlich waren. Der alte Herr bestellte eine Flasche Wein. —

„Mir ein Glas Zuckerwasser!“ rief mit dünner unangenehmer Stimme der Diakonus Sanft dem davoneilenden Kellner nach.

Der Eintritt eines fünften Mitgliedes der kleinen Gesellschaft, der sich verspätet zu haben schien, zog auf's neue die Aufmerksamkeit der Schauspieler auf dieselbe. Dies war ein — nicht mehr ganz

junger Mann von unbedeutendem Aussehen, welcher von dem alten Herrn Starkenburg mit: „guten Tag, lieber Flügel,“ begrüßt wurde.

„Guten Tag, verehrter Herr Starkenburg. Ich hege mein Cabriolet schon geraume Weile umher, um bei ihnen zu sein.“

Herr Starkenburg schmunzelte wohlgefällig, seine Gattin und der Diakonus lächelten einander zweideutig an, Fräulein Clementine beachtete das tiefe Compliment, welches ihr Herr Flügel machte, gar nicht, sondern ergriff eine der daliegenden Zeitungen. Es trat eine jener Pausen ein, in denen die Langeweile beginnt.

„Darf man fragen, welches interessante Journal sie lesen, mein Fräulein!“ forschte Herr Sanft mit höflicher Stimme.

„Den Kladderadatsch,“ antwortete bitter Clementine und warf das Zeitungsblatt hin, in dem Herr Sanft mit Schrecken eine Nummer des „Evangelischen Volks- und Hausfreundes“ erkannte, an dem er ein fleißiger Mitarbeiter war. Er verbiß indeß seinen Argverger und bemühte sich mindestens eben so gleichgültig zu scheinen, wie Clementine es bei dem zürnenden Blicke, den ihr die Mutter zuwarf, war.

„Muß man sich über das ungehorsame Mädchen ärgern,“ flüsterte Madame Starkenburg dem Diakonus zu.

„Aber, was ich ich,“ hob in diesem Augenblicke Flügel, dessen Augen durch den Saal geschweift waren, an. „Mein werther Freund“ —

Ohne seinen Satz zu vollenden, sprang er nach den beiden Schauspielern, dem lustigen Freis die Hand bietend und sich vor Alexander achtungsvoll verbeugend. Dann führte es beide zur Gesellschaft.

„Die Herren Freis Petzet! Alexander Wellau! dürften Ihnen als Künstler bekannt sein. Herr Starkenburg — Frau Gemahlin! — Fräulein Tochter! — Herr Diakonus Sanft!“

Während der Vorstellungen hatten Herr Sanft und Madame Starkenburg zustimmende Blicke gewechselt. Die letzte sagte jetzt, ihren Sonnenschirm ergreifend: „komm Clementine — das Wetter ist jetzt wieder ganz schön geworden — wir wollen einen Spaziergang durch den Park machen.“

„Nein!“ erwiderte das junge Mädchen, „ich bin ermüdet und werde hier bleiben.“

Eine unbeschreibliche Wuth slog über die Züge des geistlichen Herrn, er wußte sich indeß zu fassen, bot Madame Starckenburg den Arm und entfernte sich stillschweigend. Alles athmete freier auf, und der alte Herr Starckenburg meinte: „Clementine, willst Du hier bleiben? Ich gehe, da Herr Sanft fort ist, einmal nach dem Posthörnchen, wo sich öfters alte Bekannte treffen. In einer halben Stunde höchstens bin ich zurück. Herr Flügel wird bei Dir bleiben.“

Herr Flügel verbeugte sich zwar zustimmend, indeß sah man ihm den Verdruß an, welchen die Aufforderung des alten Herrn Starckenburg, der seinen Hut und Stock ergriff und ging, hervorgebracht hatte. Daher kam ihm Fritz Hertels Vorschlag: doch einen Sprung in die frische Luft zu thun, ganz gelegen, und er dankte Fräulein Clementine sehr dafür, daß sie ihn freundlichst von seinem „Ritteramt“ dispensirte. Clementine und Alexander Wellau blieben allein. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wien.

Briefe eines Norddeutschen.

II.

Wer nur mit einiger Aufmerksamkeit in den Straßen Wiens umherspaziert und über den Menschen und unaufhörlich tollenden Fuhrwerken nicht die Häuser vergißt, den muß von vornherein eins daran auffallen; die fast durchgängige Gleichheit derselben in Form und Dimension. Nun würden die Straßen in Folge dieses Umstandes sehr einförmig und langweilig sein, (und sind es auch zum Theil in einigen Vorstädten,) wenn nicht das stete, bunte Leben und Treiben eine ununterbrochene, interessante Abwechslung darböte. Der Fremde wird bald auch zu seiner Verwunderung und nicht ohne einiges Plaisir wahrnehmen, daß fast der größte Theil der Häuser aus — Cafés oder Hotels besteht. Und so ist es in der That. Läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, die Vorstadt Lechensfeld näher in Augenschein zu nehmen, so wird er sogar

eine fortlaufende Reihe derartiger Lokalitäten bemerken; und fährt oder geht er an einem schönen Sommertage einmal nach Schönbrunn, so kann er sich hinwiederum von der Belebtheit einer langen, wahren Gast- und Caféhäuser-Straße überzeugen, wo stets eine bunte Menge Personen der verschiedensten Stände, die Freuden des Kaffeetrinkens u. in behaglicher und beschaulicher Ruhe vorn in den Häusern genießt. Mancher, der oberflächlich zu betrachten gewohnt ist, wird oben erwähnte Thatsache ganz einfach mit der Bevölkerung Wiens und der Masse von Fremden in Einklang bringen und sich, ohne einen tieferliegenden Grund darin zu suchen, wenig darum kümmern. Die Ursache dieser Menge Gasthäuser liegt jedoch weniger in der Masse der Bevölkerung, als in der Lebensart derselben. Ich brauche nur auf die betreffende Stelle in meinem ersten Briefe zu verweisen, wo ich die überhandgenommene Zersplitterung des Ganzen in Einzelne, abgetrennt für sich Lebende zu schildern versuchte. Die Gasthäuser liefern einen sprechenden Beweis dafür, der durch ihre merkwürdige stete Ueberfüllung verstärkt und aufrecht erhalten wird. Der größte Theil der hier Lebenden, Einwohner und Fremde, lebt nur in den Kaffee- und Wirthshäusern. „Zu Hause schläft man.“ Wer ein Geschäft hat (und ein Geschäft hat hier Jeder, wäre es auch nur, hier zu leben und zu genießen, oder an der Wiener Lungenkrankheit darniederzuliegen) oder auch in einem merkantilischen u. Geschäfte servirt, geht Morgens früh in's Café, vom Café in's Comptoir, vom Comptoir in's Gasthaus; nach dem Diner ist Reprise des Vorhergehenden: Café, Comptoir, Gasthaus; in letzteren bringt er den Abend zu; geht bisweilen jedoch noch einmal zum Billardspielen in's Kaffeehaus, oder Sonntags zur Abwechslung in die Oper oder das Burgtheater. „Zu Hause schläft man.“ So ist es denn auch fast sprichwörtlich geworden (und wer hierher kommt, findet es bestätigt): „Wien ist eine Stadt von Kaffee- und Gasthäusern, und die sogenannten „Wohnungen“ sind mehr oder weniger nur Schlafstellen.“ Das klingt nun übertrieben und kann nur wie die meisten Sprichwörter „im allgemeinen, aber nicht überall“ gelten; doch hat dieses Sprichwort sein Häkchen, das uns packt. Von Morgens früh 7 Uhr bis es dunkelt, kann man, auch ohne

in jene Häuser selbst hineinzugehen. sich nur im Vorüberspazieren an ihren hohen Fenstern von der Frequenz überzeugen, die erst gegen 11 Uhr Nachts abnimmt. Oft findet man noch um Mitternacht alte und junge Stammgäste, Billard spielend, Kaffeetrinkend und Zeitungen lesend, im Munde die unausweichliche Cigarre oder Pfeife, dort versammelt. In entsprechender Weise findet man dies auch in den Gasthäusern, in deren größten Theile zu allen Tageszeiten kalt und warm gespeist wird. Es ist indess nicht zu leugnen, daß die Einförmigkeit jener Lebensweise durch eine gewisse Abwechslung in ihren Einzelheiten wieder paralisirt wird, und sogar zu einer fast unentbehrlichen Lebensannehmlichkeit werden kann. Wenigstens sind wir Leute bekannt, (sonamentlich auch ältere Hagestolze) die seit ihrem 25. Jahre und früher gar nicht anders gelebt haben und so fort leben, einem eingewurzeltten Bedürfnisse Genüge leistend. Große Anziehungskraft üben die Menge inländischer (weniger ausländischer) Zeitungen und belletristischer Journale, die man stets dort vorfindet, wie auch das zeitvertreibende Billardspielen aus; in den Cafés am „Graben“ und „Kohlmarkt,“ in der Nähe der kaiserlichen Burg, wohl vor allem das wirklich mügelohnende Revuepassirenlassen der unaufhörlich auf- und abwogenden Menge, deren weiblichem Theile natürlich die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wird und mit Recht, edet wenigstens verdienstermaßen. Die Sige vor den, mit der Straße parallelaufenden Fenstern werden kaum auf Augenblicke leer. Indess gehen die im Hintergrunde sitzenden Gäste auch nicht ganz leer aus. Jedes Kaffeehaus hat (mit geringen Ausnahmen) seine „Schönheit,“ die in Gestalt einer „Cassierin“ den behaglichen oder gleichgültigen Blicken und Worten der Gäste ausgeliefert ist. Ich werde später noch, wenn ich auf die speciellen Menschenklassen der Hauptstadt zurückkomme, dieser Einrichtung erwähnen, der ich jedoch von vornherein eine gewisse Mißbilligung zuerkennen muß, zumal ich glaube, daß dergleichen Magnete für Gäste hier durchaus nicht vonnöthen wären, ungerachtet der oft beklagenswerthen Folgen.

Berühmt sind vor allen das Café Heydner am Graben und Daum am Kohlmarkt, besonders wegen ihrer exquisiten Getränke, wie nicht minder der angenehmen Aussicht, und daher bedeutend

frequentirt. Wie allgemein in Oestreich und den angränzenden Ländern, so auch in Italien gebräuchlich, trinkt man den Kaffee aus Gläsern, seltener aus Schälchen und erhält stets ein Glas frisches Wasser dazu, wofür man 8 Kreuzer, also verhältnißmäßig mehr als in Norddeutschland bezahlt. Der gewöhnliche Imbiß besteht in sehr fein gebackenen, sogenannten „Kipfeln,“ die man in un'rer Gegend, ihrer Form halber, etwa „Hörnchen,“ nennen würde. Das norddeutsche „Butterbrot,“ welches in den verschiedenen Landschaften Deutschlands unter mannichfaltigen Benennungen figurirt, kennt man hier wenig oder gar nicht, wenigstens bekommt man's nicht zu sehen. Mancher Norddeutsche wird hier zum erstenmale die beliebten Tassen, vor allem aber den Anblick der gemüthlichen Kaffeekanne nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität vermissen; ich habe sogar manche gesehen, die mit vieler Mühe sich in irgend einem Winkeladen eine Tasse erobert hatten und es bei weitem vorzogen, ihren Morgenfrank sich in den eignen vier Pfählen selbst zu bereiten, um nur ihre gewohnte „Gemüthlichkeit“ zu genießen. Es ist zum erstäunen, wie man sich an derlei Kleinigkeiten bis zur Sentimentalität gewöhnen kann. Aber daraus ist ersichtlich, welche Uebelnheiten unsere „Gemüthlichkeit“ zur Folge haben kann. Wen ich hiermit beleidige, bitte ich um Verzeihung.

Nun noch ein Wörtchen über die Wirthshäuser. Ich bemerke aber von vornherein, daß ich ungefähr denken kann, diesen und jenen damit zu langweilen, obwohl ich die Hoffnung hege, einigen Hausfrauen oder Gastwirthin dadurch einen heitern Augenblick zu bereiten. Es ist hier in Wien ein gar sonderbares Ding mit den Wirthshäusern. Jedes hat außer seinem gewöhnlichen Hauptspeisezimmer noch ein oder mehrere Extrazimmer, deren Vorzug theils in einer größeren Eleganz und mehr Comfort, theils auch darin besteht, daß man in selbigen höhere Preise zahlen muß, und darauf haben unbedingte Fremde wohl zu achten. Ein Probirstein des Nachdenkes für den Norddeutschen sind, um auf die Hauptmerkwürdigkeit zu kommen, die Speisezetteln. Geradezu gesagt, man wird nicht klug daraus, und Probiren muß hier in jedem Falle dem Studiren vorangehn. Leider liebt der Deutsche das Umgekehrte in besonderm Grade. Mit diesen Speise-

zettel hat jeder Fremde sein Kreuz, und in Touristenführungen von Wien kann man versichert sein, auch hierüber einige Bemerkungen gelinder Verzweiflung zu lesen. Vergebens sieht man sich in diesem Labyrinth fremdartiger Ausdrücke nach einem alten Bekannten um. Obwohl es daran nicht ganz fehlt, so ist es doch, der oft klassischen Orthographie halber, schon eine wahre Aufgabe, einen solchen herauszuwittern. So bestellt denn der Fremde mißmuthig das erste Beste, und nichts ist für bereits Eingeweihte komischer, als die naive Ueberraschung, die sich beim Empfange des Gewählten auf dem Antlitz des Neulings ausdrückt. Da giebt's denn freilich auch oft Benennungen, die sonderbare Gedanken erregen könnten. Des Spases halber theile ich hier einige davon mit. Also zuerst die Suppen. Man höre: Schamrien, Lungenstrudel, March-Beller, = Beuschel, = Sträußel, = Griesnockerl, = Uhlanengerüllsuppe. Finde sich damit zurecht, wer kann. Aber es kommt noch besser. Fleischspeisen: Kapuzinerfleisch, Jägerfleisch, Matrosenfleisch, Kaiserfleisch u. s. w. Man könnte fast in Versuchung kommen, zu glauben, man habe hier einen Vorschmack von jenen anmuthigen Ländersüßigkeiten, wo man das Fleisch seiner Mitmenschen als absonderlichen Leckerbissen zu Gemüthe führt. Wer sich eine Ueberraschung bereiten mag, bestelle jene Gegenstände und erörtere sich nicht zu sehr, wenn das Verlangte in einem geräucherten Stück Schweinefleisch oder Speck besteht. Im allgemeinen figuriren für die verschiedenen Fleischarten folgende stereotype Ausdrücke: Lämmernes, Schweinernes, Kälbernes &c. Alle sind aber unter dem Collectivtitel: *Eingemacht*s, der Reihe nach aufgeführt. Der Norddeutsche fährt vor Verwundung zurück, wenn er von „eingemachten“ Huhn oder Rindfleisch liest, indem er natürlich an seine Compots denkt. Einmachen ist aber ein echt Wienerischer Ausdruck und heißt vielerlei; hier soll er jedoch nur andeuten, daß die fragliche Speise in Sauce eingetaucht ist. Würste existiren nur unter der einfachen Bezeichnung: Frankfurter, Augsburger &c. Den Namen „Würst“ muß man suppliren. Viele enttäuschte Gesichter haben die freilich sehr unachtsamigen Benennungen: „Junges Gansel,“ oder „junger Hase“ hervorgerufen. Beide sind und bestehen aus nichts weiter, als den Ueberresten jener

edlen Geschöpfe, wie man sie in Norddeutschland als „Gänsepfeffer“ kennt. Nun die Gemüse: Eisolen statt Bohnen, Carfiol statt Blumenkohl; Spinat heißt an einem Tage grüner Spinat, am andern blauer Kohl, eine wahrhaft höhnische Bezeichnung; freilich mag selbiger bis dahin seine Farbe ein wenig gewechselt haben; Sauerkohl heißt Kraut, gelbe Rüben sind schwarzbraun; es fehlte bloß, daß man von schwarzen Krebsen spräche, die erröthend zu Tisch kommen. Meertettig nennt man hier Krenz.“ Noch weniger wird man aber aus den „Mehlspeisen“ klug. Geduldiger Leser, höre: Rahmstrudel, Grieschmarron, Bolender-Auflauf, (von Polenta, Gerstenmehl) Dopsenstrudel, Tyrolerstrudel, Scheiterhaufen, Schneeballen, Krapsen, Gugelhupf, Schlafstöcke und noch einige diverse Strudel, die mit augenblicklich nicht einfallen — kurz man geräth da von einem Strudel in den andern, von der Scylla in die Charybdis. Kostlich ist's, wenn nun der Ignorant ganz verdukt bei dem nicht weniger verdunkten Kellner Erkundigungen über Wesen und Beschaffenheit eines der obigen Speisen einzieht. Da fragt man z. B.: was ist denn das, ein Rahmstrudel? — Antwort: „Doooh! — das, das ist ein Rahmstrudel.“ Frage: „Ja, aber was ist denn das, woraus besteht?“ — Antwort: (schon etwas verlegen) „Ja! das — ist ein Rahmstrudel.“ Nochmalige Frage: „Woraus besteht die Geschichte denn?“ — Antwort: „D, das ist so ein — Strudel, in Rahm eingemacht“ — und man ist grade so klug, wie vorher. Nun haben wir Norddeutsche freilich auch einige, wenn auch nur spärliche „Grillentitulaturen.“ Ich erinnere z. B. an die beliebten „armen Ritter,“ die man freilich auf den Speisezetteln nicht zu finden pflegt.

Auch mit dem Obst geräth man leicht in Zweifel und Confusion. Apfelsinen heißen: Pomeranzen oder Drangen, ad libitum; Aprikosen — Marillen, Citronen — Limonien, Johannisbeeren — Niebese. Birnen und Äpfel hat man jedoch unverändert beibehalten.

Eine Grille der Gastwirthschaft ist auch, daß man auch das verzehrte Brod (in deutschen Gasthäusern stillschweigend anerkannte Gratiszugabe) stets separat bezahlen muß. So findet man auch Gewürze, wie Senf, Essig, Del niemals im Speisezimmer. Alles

muß apart verlangt und bezahlt werden. Höchstens erhält man wohl Pfeffer; Salz fehlt niemals. Man muß es den norddeutschen Gastwirthen zuerkennen, daß sie sich in diesen Beziehungen bei weitem respectabler zeigen. — Noch einige kleine Nachträge zu Obigem.

Ist man in's Gastzimmer eingetreten, verfehlt einen der Kellner sofort im wahren Sinne des Wortes in Belagerungszustand, indem er mit einer rapiden Schnelligkeit womöglich den ganzen Speisezetteln extemporiert. Hat man nun inmitten der Menge von Gästen sich glücklich eine Suppe erobert, stürzt schon ein zweiter Kellner herbei: haben schon angeschafft Fleisch? und deklamirt alle möglichen Saucen und Gemüse daher. — Was das Wort „anschaffen“ betrifft, so hat dasselbe hier genau die umgekehrte Bedeutung, wie bei uns. Wenn wir sagen: wir haben uns etwas angeschafft — so haben wir's auch schon. Hier ist es nur ein anderer Ausdruck für bestellen und dann ist mitunter noch sehr die Frage, ob man das „Angeschaffte“ wirklich erhält und nicht im Strudel der Gäste und dem Strudeltopfe eines Kellners vergessen wird. Im günstigeren Falle erscheint letzterer (der Wahrheit gemäß) bisweilen erst nach einer guten Viertelstunde hungrigen Wartens

mit Armersündermine und sagt: bitt', kein Rindfleisch nimmeh da!"

Jedes Gasthaus hat seinen „Zahlkellner“, an welchen einzig und allein Seitens der Gäste Zahlung zu leisten ist. Dabei ist's Sitte, daß man selbigem stets einige Kreuzer über den Betrag gibt, wovon sich Fremde oft nicht finden wollen und derlei „Abzwackereien“ mitunter übel vermerken. Diese Kellner sind indes stets pfiffig genug, beim Wechseln möglichst viele einzelne Kreuzer herauszugeben, wodurch dem Gaste vor Verlangen nach jener unfreiwilligen Steuer etwas plausibel gemacht wird. Man muß indes nur bedenken, daß diese Zahlkellner zum Theil rücksichtlich ihrer Besoldung auf jene Steuer angewiesen sind, und wird dann auch nicht zu sehr erzürnt darüber werden. Zur Versöhnung erscheint aber später bisweilen der Wirth in persona, in der Hand die Schnupftabakdose, deren Innerlichkeit er jedem Gaste der Reihe nach präsentiert. Beim Scheiden können einem noch verschiedene beliebte Höflichkeitsworte, wie: ergebener Diener, gespeißt zu haben, empfehl' mich, gehorsamster u. aus verschiedenen Kehlen nach. Und so mach' auch ich Ihnen mein Compliment: empfehl' mich, ergebener Diener, hab' die Ehre. Auf Wiedersehn!

B. A.

Die dramatische Kunst als Bildnerin des Charakters der Nation.*)

Von

Moriz Seydricht.

Motto: Angedenken an das Gute hält uns immer feiß bei Noth.
Goethe.

Goethe und Schiller, Hand in Hand, in Einer Gruppe ruhend im Pantheon deutscher Kunst — dieser Grundgedanke des Meisters der bildenden Kunst für das Denkmal beider Heroen ist zugleich der Abschluß aller Betrachtungen über die Bedeutung derselben für unser Volk. Beide können nur vereint gefeiert werden, und auf eine

*) Der nachstehende Vortrag unseres geschätzten Mitarbeiters ist zwar bereits durch die „S. Centralzeitung“ veröffentlicht worden, wir glauben indes durch den Abdruck desselben zur Verbreitung in weitem Kreise beitragen zu können. Derselbe wurde bekanntlich am 13. Schillerfeste zu Leipzig (11. November v. J.) gehalten.

schöne symbolische Weise wird jahrelanger kleinlicher Streit über die größere Bedeutung des Einen oder des Anderen durch Aufstellung jenes Nationaldenkmals in Weimar für alle Zeiten geschlichtet. Vereint hat unser Volk den Genuß des Trefflichsten und Schönsten zu danken, den ein aus acht deutschen Gemüth kommender und klar ausgesprochener Zweck der Kunst veredelte, der das Leben und den Geist der Vorzeit erhobte und auch die Gegenwart schöpferisch durchdringt bis auf den heutigen Tag. Was sie unermüdet, rastlos, innig vereint, errangen, das ist ewiger Besitz unseres Volkes geworden, und wohl ist es eine schöne Sitte, die festlichen Erinnerungstage öffentlich zu feiern mit dankbaren Gefühlen, mit Betrachtungen, die an das vergangene Große und Edle der Blüthenzeit unsrer Kunst uns erinnern. Die große Veredelung und Bildung des Charakters unsrer Nation, die unsre Wohlthäter beabsichtigten, und durch Fülle des darstellenden Genius, wie durch Kühnheit und Muth ihres persönlichen Charakters erreichten, erfüllt uns an solchen Tagen mit rechtem, freudigem Stolze. Ein vaterländisches Gefühl

erhebt und begeistert uns, wenn wir der Schöpfer unsrer neuen nationalen Kunst gedenken. Denn ihrer Größe, ihren Tugenden verdanken wir den Glanz, den Ruhm unsrer Kunst, und jenen freien, sicheren Blick im Reiche der Künste, der unsre Nation vor allen andern Völkern ehrenvoll auszeichnet. Die Betrachtung des Verfahrens, der Handlungsweise, durch welche sie die große Wirkung auf die Nachwelt fortwährend ausüben, ist die beste Gedächtnisfeier jener über alles Lob erhabenen, unssterblichen Männer. Sie läßt uns aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit ruhigem, begeisterten Blick schauen und erhebt uns zu dem Bleibenden, Ewigen, das nicht vergeht im Strome der Zeiten.

Stets die Bildung der Einzelnen, wie der ganzen Menschheit fest im Auge behaltend, haben jene Meister der Dichtung unsrer Kunst den hohen, priesterlichen Charakter einer Bildnerin und Erzieherin der Nation zum Guten und Schönen gegeben. Und wenn es ihnen gelang, die Kunstbehandlung und Geschmacksbildung der Nation auf den reinsten Standpunkt zu bringen, so haben sie dadurch zugleich auf die Bildung der Charaktere vieler Generationen, fast ausschließlich imperatorischen Einfluß geübt durch die Größe und zwingende Gewalt ihres maßvoll durchgebildeten Charakters. Beide, auf der Höhe ihrer Künstlerbahn sich begegnend, im innigsten Freundeseinverständnis über die Wege, die zur Vollendung der menschlichen Gattung führen, haben nicht nur die jetzt allgemein durchgedrungene Geschmackreform festbegründet, sondern auch den Drang nach einer sittlichen Wiedergeburt in der Nation genährt, der in unseren Tagen mehr als je zu wecken und zu seiner vollen Befriedigung zu bringen ist. Das sittliche Ringen, die sittliche Reinigung und Berklärung des menschlichen Gemüths haben sie zum charakteristisch unterscheidenden Merkmale deutscher Dichtung gemacht. Das höchste Menschliche zu fördern, auf einer erhöhten Stufe geistiger Freiheit, aus der verwickeltesten Kultur, mit Bewahrung ihrer edelsten Blüten, die Geister zur vollendeten Menschennatur zu führen, das war der große Grundgedanke ihres Lebens, ihrer Kunst. Darin waren Beide einig und mit ihnen die edelsten Geister ihres Jahrhunderts. Dies der Gedanke, der ihr Wirken mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres Volkes aufs innigste verbindet: der große reformatorische Gedanke einer sittlichen Wiedergeburt der Nation durch ihre eigene Kraft, den Luther durch kirchliche, sie durch ästhetische Reform zu verwirklichen strebten. Den Menschen zur reinsten Höhe des Ideals zu bilden — das war ihr Streben, dies der klar ausgesprochene Zweck ihrer Kunst. Ein Ganzes der Menschheit fordernd, drangen sie überall auf har-

monische Ausbildung aller geistigen und sinnlichen Kräfte des Menschen. Dieser Grundgedanke der griechischen Kunst, des griechischen Volkslebens führte sie zurück in die Tüchtigkeit, Mannhaftigkeit und Schönheit der alten Welt, der ihr Charakter verwandt war. Bahnweisend, im Einklange mit den großen Geistern ihres Jahrhunderts, haben sie diesen Gedanken uns zur Weiterbildung als theures Vermächtniß überlassen. Denn heute noch gilt es, der Kunst diesen charakterbildenden Zweck zu erhalten, von dem abweichend, die dichtende Kunst ihre Würde, ihre Wirkung verlor. Maßlosigkeit ist der Grundfehler aller künstlerischen Richtungen und Versuche, die vergehen im Strome der Zeiten. Das Gleichmaß des sittlichen Lebens durch reine Kunstbehandlung wiederherzustellen, ist von Wenigen erreicht, von Allen aber zu erstreben. Die Frische, Freudigkeit und Sicherheit auch der dramatischen Kunstbehandlung kann nur Dem werden, der an jenem Grundgedanken festhält, daß die Fülle, der Reichthum der modernen Gedanken- und Gefühlswelt getragen werden muß von einem gewissenhaft durchgebildeten festgeschlossenen und der antiken Welt verwandten Charakter. Das ist's, was unsre Heroen so groß machte, das ist die wunderthätige Gewalt, die noch heut ihre Dichtungen auf uns ausüben. Reif machen wollten sie die deutsche Nation zu jener harmonischschönen und freien Charakterbildung, durch die einst die Griechen die Welt besiegten und beherrschten. Fest hielten sie an dem Glauben, daß der deutsche Geist die Sendung habe, die edelsten Blüten menschlicher Bildung darzustellen, und dadurch gaben sie der deutschen Kunst ihren welt- und menschenbeherrschenden Charakter, den sie zu bewahren hat. —

Veredelung der Menschheit galt ihnen als das letzte Ziel auch der dramatischen Kunst, die Gründung der Nationalbühne als Aufgabe der Nation — denn die Bühne ist Bildnerin des Charakters der Nation. Diese veredelnde Richtung, die beschaulichen, wie die handelnden Kräfte im Volke auf's Kräftigste zu wecken, die Folgezeit an der Größe der Vergangenheit zu begeistern, war der recht eigentliche Beruf, die große That unsres Schiller. Dadurch gab er der deutschen dramatischen Kunst ein stolzes, ideales Gepräge, das, vielfacher Weiterbildung und mannigfacher Verständigung entgegengehend, an die Größe und Würde der Alten erinnert und einen Weg zeigt, auf dem der deutsche Geist sie zu übertreffen bestimmt ist. Denn die Reform des Theaters, von Lessing begonnen, von unseren Meistern auf's Kräftigste gefördert, die sich auch in der Gegenwart, von trefflichen Männern erstrebt, von hochherzigen deutschen Fürsten begünstigt, immer mächtiger Bahn bricht, sie wird nicht ruhen und rasten, das

erhabene Ziel ganz zu erreichen, das unsre Meister ihr zeigten, das Theater zur Bildnerin der Nation, zur Erzieherin der Menschheit zu machen. —

Keine Kunst hängt so innig mit den sittlichen Ideen zusammen, als die dramatische, die stets sank, als die Begeisterung für jene ewigen Mächte in der Brust der Menschen geschwunden war. Keine Kunst bedarf so sehr eines festgeschlossenen Charakters, keine ist so geeignet, ihn zu wecken und zur schönsten Blüte zu bringen. In keiner Kunst hat das lebensordnende Maß der Schönheit mehr unmittelbar hinreißende Gewalt auf den Charakter einer Nation. In keiner Kunst fallen die sittlichen und künstlerischen Forderungen und Gesetze, die vereint das Leben zu beherrschen haben; inniger zusammen, als in der charaktergestaltenden dramatischen Kunst. Und wenn eine Nation, aus langer, trübsinniger Beschaulichkeit erwachend, eingedenk ihrer alten Weltstellung, ihrer einstigen politischen Größe, den wandelnden Kräften wieder mit leidenhaftlicher Zornsucht sich zugewendet, gerade da ist die Zeit der achten Wirkung des Dramas gekommen, gerade da gilt's eingedenk zu bleiben des letzten Zwecks der Nationalbühne.

Eine solche Zeit aber ist uns gekommen. —

Die Gesetze der sittlichen Welt sind im tiefsten Wesen dieselben, wie die der vollendeten Kunstwelt. Von diesem Gedanken begeistert, machten sich jene großen griechischen Dichter die in ihrem Volke schlummernden sittlichen Grundgedanken zur festen Grundlage ihrer Kunstwerke. Nicht die kunstreiche Größe und Weisheit, mit der sie diese Kunstwerke gestalteten — nicht das ist ihr Hauptverdienst — wiewohl sie auch darin kein Neuerer sein erreichte — sondern daß sie jene ewigen Grundgedanken der ganzen Nation zum klarsten vorzüglichsten Allgemeinbewußtsein brachten: das, das ist ihre ewig mustergültige, nationale und allgemeinmenschliche Größe. Daß sie der Nation durch klare Aussprache und Reinigung der sittlichen Grundbegriffe jenes große lebendige Allgemeinbewußtsein schufen über die unbeugsame Schicksalsgewalt der ewigen Mächte, durch ergreifendste Schilderung und Lösung der trostlosen Verworrenheit menschlicher Bestrebungen und Verhältnisse, durch bligähnliche Beleuchtung des Thörigen und Schlechten — daß sie den leichtbeweglichen Gemüthern der Menge das schöne Maß der menschlichen Kräfte im Handeln und Leben wie in der Kunst mit unwiderstehlicher Gewalt fest einprägten und zur heiligsten Pflicht machten, das war die unsterbliche That, die lebensgestaltende, volksbildende Gewalt der großen griechischen Dramatiker. Das, das machte die griechische Bühne zur Erzieherin, zur Priesterin des Volkes, zum nie erreichten

Muster einer Nationalbühne. Denn gleich umsichtigen Staatsmännern reinigten und befestigten jene Dichter den Charakter ihres Volkes — durch die schönsten Gebilde der Phantasie — und bildeten jenen Volksgeist, der im festen Besitz eines sittlichen Allgemeinbewußtseins in allen Zweigen des Wissens, der Kunst und des Lebens den idealsten, nachahmungswürdigsten sittlichen Mustercharakter bewahrte, der freudejauchzend, in kraftstrotzender Fülle der Schönheit die Welt durchdrang und beherrschte. Auf die Sinnesart der Nation wirkend, die Kräfte des Volks zur festen Energie des Willens und Handelns bildend, war Sophocles im tiefsten, innigsten Einverständnis mit Pericles, Thucydides, Phidias, Socrates, mit Demosthenes und Aristophanes über Das, was vor Allem dem Volke Noth thut — und diese große Uebereinstimmung jener erhabenen, die Menge kraftvoll beherrschenden Männer in den leitenden sittlichen Grundlagen gab jener großen Epoche griechischer Kunst und griechischen Volkslebens die hinreißendfreudige Festigkeit, die erhabene Ruhe und Milde, den großen einfachen Styl, die hohe Anmuth, Lieblichkeit und Schönheit, die vortheilslose Klarheit in der Betrachtung der verworrensten menschlichen Dinge, gab den wildesten Leidenschaften im Leben wie in der Kunst jene schöne Mäßigung und Würde, allem Menschlichen aber jene himmlische Klarheit, die sich in den Göttersäulen und Marmoraebilden des Phidias, in den Reden des Thucydides und Demosthenes, im lebendigen Charakterideal des Pericles, in den tragischen und komischen Kunstwerken der alten Dramatiker in gleichmäßiger Jugendschöne, in ewig musterhafter Vollendung spiegelt und ausspricht. Diese Kunst des Charakters war es, durch die Sophocles mit priesterlichem Enthusiasmus der Phantasie das sittliche Maß der dramatischen Kunst zum Mustergesetz auch der handelnden Welt, auch des politischen Lebens machte. Seine parteilose spiegelklare Betrachtung und Verklärung der im griechischen Volke lebenden ewigen Mächte — seine ergreifendste Schilderung der Forderungen und Gesetze der sittlichen Welt — der hohe Ernst und Schwung, einer begeistert darauf eingehenden, dadurch veredelten, geistig befestigten Nation, das war's, was die griechische Bühne zur Nationalbühne machte, die in Wahrheit untrennbar zusammenhing mit dem öffentlichen Leben des Volks. Mit der sinkenden Begeisterung für das Maß der sittlichen Ideen — sank auch die dramatische Kunst — sank die Nationalbühne schnell herab zur beifallsklüßernen Buhldienerin einer unterhaltungslustigen, thätlosen Menge — sank und sank sie die glänzende Sonne des schönen griechischen Volkslebens.

Dies war das Muster, dem unsre Meister

nachstrebten. Im deutschen Volke das gleiche Streben zu wecken, der dramatischen Kunst diesen volksbildenden Charakter zu erringen, das war das Ziel ihrer großen Bühnenreform. Das war's, was sie so innig, so ehrfurchtvoll hinzog zu Shakespeare's sittlicher Kunstwelt, der, im begeistertsten Schwunge der kühnsten Phantasie, das Maß der künstlerischen wie der handelnden Welt als Gesetzgeber seiner Nation verkündete. Das Leben ordnend und veredelnd, die thatlustigen Kräfte seiner Nation weckend, und ihnen die feste Richtung zur vollen Energie des sittlichen Maßes gebend, erreichte Shakespeare jene große glänzende Reform der englischen Nationalbühne. Den handelnden Kräften seiner Zeit, die maßlos und sturmvoll seine Nation aufregten und bedrohten, die edle bleibende festgesetzte Richtung zu geben, gelang ihm. Jene sittlich festen Grundsätze brachte er seinem Volke zum klarsten Bewußtsein, durch deren Zauberkraft das vom germanisch-freien, protestantischen Geiste durchdrungene England auch in der politischen Welt den Nationen ein Vorbild ist. Die Abweichung vom Guten und Schönen, vom sittlichen Maße, in der sich selbst vernichtenden Leidenschaft, wie in der ausgelassensten Thorheit und Tollheit aufs ergreifendste schildernd, wurde er der große Schöpfer des weltpriesterlichen Charakters der modernen dramatischen Kunst. Seine gesetzgeberische Gewalt verdankt er vor Allem der Klarheit und Besonnenheit seiner sittlichen Begeisterung, seinem großen Charakter, der seine kühnsten und lieblichsten Phantasiegestalten beseelt und durchleuchtet. Menschliche Sittigung und harmonische ächte Bildung mit Verachtung oder Belachung alles Ballastes der verschrobenen Bildung darzustellen und zu fördern, das war der veredelnde Zweck, die siegreiche Seele seiner Kunst. Auf sittliche Wiedergeburt überall wirkend, war Shakespeare der weltliche Luther seines Volks — und so hoch die christliche Welt über der heidnischen steht — so gewiß von ihr auch die fernste Zukunft beherrscht wird — so hoch steht die Versöhnung, die himmlisch klare, energievoll harmonische seines Kunstcharakters über der sittlichen Weltanschauung und Vollendung der griechischen Kunstwelt. Des Menschlichen Schicksal liegt in seinem Charakter. Von diesem Gedanken aus überall auf's Maß sittlicher Schönheit dringend, lehrte er maßvolle Beherrschung der dargestellten Leidenschaften in der Kunst wie im Leben. Mit unerbittlichem Wahrheitsfinne geißelte er die Schwächen seines Volks, den blinden Ungeflüm maßloser politischer Charaktere, und entzündete an der Größe der Vergangenheit die edelsten Geister der Nachwelt. Dies ist der tiefe Geisterzug, der auf den Höhen des Dromps die seligen Geister unserer Dichterheroen mit Shakespeare vereinigt. Ihre erhabene Sendung war es, die Reform der deutschen Nationalbühne in diesem großen sitt-

lichen Sinne zu beginnen. Mit deutschem, ureigen-thümlichen Gemüthe, mit tiefstem Ernste festhaltend am charakterbildenden Zwecke der dramatischen Kunst, begannen sie auf selbstständigem Wege die deutsche Art und Natur zu ihrer reinsten Würde zu entwickeln, und tief eingreifend in alle Gebiete des Wissens und Lebens begründeten sie, dem siegreichen Held Lessing nachfolgend, mit dem höchsten Schwunge der Phantasie den kühnen Tempelbau unserer deutschen Nationalbühne. Rastlos, mit unerschütterlichem Muthe strebten sie, jallen Verirrungen des Theatergeschmacks ihrer Zeit gegenüber, die Sinnesart der Nation umzugestalten, gegenüber der Trägheit, Lüsterheit und Schlassheit ihres Jahrhunderts den Menschheitveredelnden und Nationbildenden Charakter deutscher Kunst durchzusetzen, und es gelang ihnen. An uns ist es, der Kunst diesen Charakter zu erhalten und durch ihn die Reform der Nationalbühne weiter zu führen. Nicht die Form der Kunstwerke unserer Meister alts knechtisch nachzuahmen — denn ewig neue Formen gebiert die, der Natur verwandte, rastlos schaffende Kunst — nein! nachzufolgen gilt es dem erhabenen Geiste, dem tiefsittlichen Charakter ihrer Kunstbehandlung, um zu dem wahren, sittlichen, alle Lebensverhältnisse ordnenden Allgemeinbewußtsein zu kommen, nach dem, seit den ersten Tagen der christlichen Reformation, der deutsche Geist mit glühender Sehnacht, mit nie rastender Arbeit emporringt. Von der klaren Durchbildung des Allgemeinbewußtseins über die Grundgesetze der sittlichen Welt hängt auch die Vollendung des Tempelbaues unserer Nationalbühne ab. Diese Durchbildung aber ist die Aufgabe, der Beruf des deutschen Geistes. An ihrer Vollendung rastlos zu arbeiten, dies haben unsere großen Dichter durch ihr erhabenes Beispiel den Dichtern der Nation zur heiligsten Pflicht gemacht. Und ich meine, an diese Aufgabe des deutschen Geistes erinnert uns vor Allem der heutige festliche Freudentag — mahnt uns auf's Eindringlichste die nächste trübe Vergangenheit maßloser und deshalb scheiternder Bestrebungen unseres Volkes.

Um eine sittliche Wiedergeburt handelt es sich jetzt mehr als je, wenn die Nation ihre Welttendenz begreift. Mehr als je sind jetzt die großen, ewigen Gesetze der sittlichen Welt im wirklichen Leben wie in der Kunst verwirrt, vernachlässigt — verachtet. Die Menschen aber wollen wieder einig werden in den letzten Glaubensfragen und Grundsätzen, und diese Einigkeit herzustellen, ist die Aufgabe unserer Zeit, der Beruf unsres Volks. In diesem Gedanken gilt es alle Kräfte der strebenden Geister fest zu concentriren, denn in ihm liegt das Geheimniß jeder menschlichen Größe. Abrechnung gilt's wieder zu halten mit dem Unnützen, Schädlichen, Abgelebten einer die sittlichen Grundgesetze

verlachten Ueberbildung, einer gleißnerisch-sittlichen Lüge um Trug-Welt — und jene große Reformation Luther's auch in der Kunst im großen Sinne zu beenden. Dies der tiefste Drang, der höchste Zweck der besten Künstler, der edelsten Kunstbesetzungen der Gegenwart. Maß und Ordnung gilt es wieder zu bringen den verwirrten Seelenzuständen, der fieberhaften Ueberspannung und Zügellosigkeit des Willens unsrer Tage, die moralische Kraft in der Nation zu festigen, die Zeit maßlos-ausschweifender Versuche in der Kunst wie im Leben zu schließen. Heiligen, unerbittlichen Ernst gilt es wieder zu machen mit den sittlichen Dingen, mit Reinigung und Ausbildung der sittlichen Grundsätze im großen Sinne der Alten, vor den Augen der Nation. Auch in der dramatischen Kunst gilt es, den Charakter durch Leidenschaft zur Schönheit zu veredeln, durch Anmuth zu mäßigen und das größte deutsche Talent ganz auszubilden: den Ernst und die Tiefe des sittlichen Gemüths. — Denn dieser sittliche Wirrwarr zerstört auch die Kunst — in der zerlöchernten Grundlage des sittlichen Allgemeinbewußtseins liegt auch der Hauptmangel an klassischer Kunstvollendung. Den sittlichen Wirrwarr gilt's zu enden, der gleißnerisch verhält im Flitterstark einer sophistischen Konventionzbildung das Mark der Nation zernagt und verpestet. —

Nicht falsche Eifersucht, willenskränke Eitelkeit, todes Klippenmachen — nur sittliche Ordnung und Maß, nur der Geist der Wahrheit macht der Erschlaffung und Ausschweifung unsrer Tage ein Ende. Nur wenn der sittliche Glaube wieder gesund im ganzen Volke lebt — was mit allen Kräften als das Erste zu erstreben ist — nur dann wird auch die Kunst unsrer Tage wieder gesund sein und gesund wirken. Dazu aber führt uns nur Größe des Charakters. Denn am sittlichen Charakter fehlt es den Künstlern — am sittlichen Allgemeinbewußtsein dem Publikum. Mehr als jener antike Wirrwarr, den Leistung besiegte, bringt die durch lügnereische Kunstform verhällte sittliche Wirrwarr dem Volke Gefahr. Fluch denen, die ihn nähren! Kampf gilt es hier — Kampf auch in der dramatischen Kunst — Kampf vor Allem dem französischen Drama unsrer Tage — Kampf seiner Trivialität — Kampf seiner fechen, schwachvollen Herrschaft auf deutschen Bühnen! Stärken und veredeln soll die dramatische Kunst den Charakter des Volks, nicht ihn verweichlichen und verderben. Hier gilt's beharrlich dem großen Beispiele unsres Schiller zu folgen. Was einer an seinem eignen Charakter gewissenhaft ausbildet, das bildet er zugleich aus am Großen und Allgemeinen, am Charakter seiner Nation. Treu und wahr gegen sich selbst, die Charakterbildung

der Nation fest im Auge, gilt es zu zeigen, wie die Nation sein und handeln muß nach ihrer gegebenen Individualität, nicht aber — wie sie ist, wie sie handelt. Das macht den Dichter zum Priester, zum Wegführer der Nation. „Der vollendete Dichter ist auch der vollkommene Mensch“ — dies unsterbliche Wort machte Schiller wahr durch sein Leben wie durch seine Kunst, und gelten muß es für alle Zeiten. —

Nur ein sittlich gereinigter Geist kann die Bedeutung des Lebens und seiner Verirrungen verführend der Menge verkünden — kann der kleinlich verzärtelten, der fragenhaft ausschweifenden Kunst, der Zerfahrenheit und Haltlosigkeit der nüchternen, blasirten Salonsbildung unsrer Tage ein Ende machen — und der Nation wieder Festigkeit, Mark, Freude und jenen Mannesstolz geben, wodurch sie die Welt einst beherrschte.

Durch Maß und maßvolle Behandlung des Menschlichen, rastlos und neidlos sich selbst bildend — siegen einst, vom Glanze ewiger Jugendschönheit umleuchtet, unsre Heroen über den Wirrwarr der ästhetischen Sturm- und Drangzeit — deren kraftheuchelnde Helden Schatten gleich geschwunden sind in ewige Nacht.

Von Bewahrung des sittlichen Berufs der deutschen Nation hängt Deutschlands Größe, seine nationengebierende Macht, hängt seine politische Weltstellung ab. Was darauf nicht festen Blicks gewissenhaft hinsteuert von den Bestrebungen der Nation, das wird und muß scheitern im Sturm unsrer Tage. Den von den Vätern begonnenen sittlichen Dombau gilt es zu vollenden. Nur der Geist unbedingtester Wahrhaftigkeit ist zu diesem Tempelbaue berufen. Nur ein sittlicher Geist ist es werth, in dieser gewaltigen Epoche, in diesem schönen, erhabenen Jahrhundert der Ideen, im Morgenrothe der kommenden neuen Weltperiode zu leben. —

Ein neues, sittliches Allgemeinbewußtsein: das wird ein die feste Burg, der strahlende Gottes-tempel, von dem aus das Leben nach allen Seiten die ersehnte neue Gestalt erhält, das wird sein die schöngestaltete Seele, die den großen, thätig in allen Geistes- und lebenden Gedanken der Neuzeit den schönen, blühenden und gesunden Körper giebt. In ihm werden Kunst und Wissenschaft, Kirche und Staat, Schule und Leben ihren festen gemeinsamen Mittelpunkt wiedergewinnen — ein Leben, das voll Freude, Hirtlichkeit und Schöpfungsfülle das schönste, kräftigste Volksleben der alten und neuen Welt überstrahlt und vergessen macht. Und diese Zeit — diese gewaltige Weltperiode unsres Volks — ich sehe sie kommen — kommen im Morgenrothe der schönen, ewigen sittlichen Ideen — heißsehnd und

rafflos erstreckt von den edelsten Geistern unseres Jahrhunderts.

Dann wird er erfüllt sein, der Traum Lessings und Schröder's, dann wird es beendet sein das Werk Schiller's und Göthe's — dann wird unsere Bühne in Wahrheit eine Bühne der Nation sein — ein Tempel der Menschheit.

Näher und näher kommt sie diese Zeit. In meiner Heimatstadt Dresden, die in allen Künsten ruhmvoll wettsiegt mit den ersten Kunststädten Deutschlands, ist es eine hocherfreuende Thatsache, daß im Theater die Menge sich unwillig und mit schweigender Verachtung abwendet von den Larven-gepenstern einer unsittlichen, frivolten Kunst — von der raffiniertlüsternen Gemeinheit, von der sittlichen Fäulniß des französischen Lustspiels unserer Tage — daß sie mit nie vorhergeahnter Begeisterung, mit rauschendem Beifalle sich wendet zu dem tiefstittlichen Humor der kräftigbeitern Lustspielwelt Shakespeares. Mit großem, festem Blick auf das Ziel deutscher Bühnenkunst rufen von neuem edle, begeisterte deutsche Fürsten Männer zur Leitung der Bühnen, die ihr Leben freudig daran sehen, den Gedanken unserer Nationalbühne zu verwicklichen. Fürsten und Völker fühlen, daß es sich auch in der Bühnenreform handelt um den Stolz, um die Ehre des deutschen Namens — daß es auch hier gilt, deutscher Art und Natur zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen — und das von den Vätern glorreich Errungene durch Thaten zu erhalten. Einen großen Wettkampf sehe ich eröffnen für die dramatischen Talente der Gegenwart und Zukunft — einen schönen, herrlichen Frühling der Kunst sehe ich kommen auf diesem Wege. Gilt es auch heute noch mit Schlassheit, Bögellostigkeit, Lüsterlichkeit und mit der Gemeinheit der Glenden zu kämpfen, die es wagen, die Bühne

zur niedrigen Stellung einer nichtsagenden, gaukelnden Unterhaltungsanstalt herabzuziehen — so werde er denn gekämpft dieser Kampf vor den Augen der Nation, die den Siegern die Preise zu ertheilen hat.

Die Kunst ist die Bildnerin des Charakters der Nation, das ist und bleibe das Loosungswort im Wettkampf der deutschen Dramatiker. Die Bildung unserer Nation ist der wahre Kosmopolitismus, denn die besten Kräfte unseres Volkscharakters sind bildend, verjüngen, begeistern, beherrschen wie die Mitwelt und Nachwelt aller Völker.

Es ist mir als schwebten um uns in dieser feierlich erhabenen Weibestunde der Geister, die unssterblichen Männer, deren Gedächtniß wir feiern — als sprächen die Bildsäulen, als würden lebendig die trauten Gesichtszüge, als durchdränge uns Alle ein Gefühl, ein Anhauch der Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit aus der großen Vergangenheit unseres deutschen Volks — Muth und Vertrauen erweckend, Feuer und Begeisterung entflammend in den Herzen der ernst und feierlich bewachten Menge. Wehlan denn! folgen wir ihnen nach, den Helden, den Propheten, den Wegführern unserer Nation — in ihrem Sinne durch Thaten. Denn nicht im müßigen Anschau und kalten Bewundern ist das wahrhaft Große zu erreichen, sondern durch beharrliches Handeln. Demen aber, die durch Thaten dem Vaterlande seinen Glanz, seine Macht gaben, denen wird am würdigsten durch Thaten gedankt. Auf denn! empor! zur Würde, zur Größe und Schönheit der deutschen Nation. Muthig voran, ihr deutschen Künstler! — Hand in Hand freudig der Zukunft entgegen mit Schiller's Feldherrenwort:

Des achten Mannes wahre Feiertag ist die That.

Burg Eberstein. *)

Sitzt in der Frauen Glossette
Gurt von Eberstein,
Zechend auf seidnem Bette
Sill ihm nicht munden der Wein,
Feuriges Blut der Rebe,
Bormset Milch unsrer Frau'n, —
In die goldnen Perlen
Drohen die dunklen Brau'n!
Ratter und matter schimmert
Schon der Sonne Licht,
König das Fenster flimmert —
Doch Herr Gurt sieht es nicht,

*) Aus einer größern historischen Dichtung, „Die Elie vom Reder.“

Träumlich blickt er zu Boden,
Blickt seinen Becher an,
Hört nicht dem Lärmen vom Hofe,
Der zum Glosset dringt heran!
„Dunpf ist's rings im Lande,
Schwer und schwül ist die Luft,
Sprengend des Winters Bande
Stieg der Lenz aus der Gruft,
Aber bange drohen
Lenggewitter nicht fern, —
Sei's in Wittenbergs Mauern
Strahlt der Zukunft Stern!“

Polternd im Vergemache
Reißt es auf die Thür
Und mit roher Lache:
„Find' ich dich endlich hier?“

Tritt zu dem Stillenzüchten
Hans, der Bruder, wild,
Faßt nach dem silbernen Becher,
Drauß ihm Erquickung quillt.

Schlürft den Saft der Rebe,
Leeret den Becher stracks.
„Daß es Gott vergebe
Proben dem Kaiser Mar!“
Ruft er in wildem Grimme,
Klirrt mit dem Schwerte dazu,
Dann zum träumenden Bruder:
„Siehst du, das kömmt von der Ruh!“

War euer Kaiser ein Ritter? —
Habt ihn den letzten genannt,
Weil er manch Schlachtengewitter,
Weil er den Franzmann bestand,
Hat den Landfrieden geboten,
Frieden den Edlen im Land!
Rauben und reiten die besten
Ist's auch keine Schand'!

Wollt' er nur Würdenträger
Für die Hofe weihn.
Sollen wir Bauern und Jäger
Keine Kämpfer mehr sein?
Ja, so wollt' er's haben,
Hat die Welt verkehrt,
Griff der Hutten zur Feder,
Greift der Bauer zum Schwert!“

Väheind der wilden Rede
Hat Herr Gurt gelauscht:
„Sehnt sich der Bauer nach Fehde
Habt ihr die Rollen getauscht?“
Da mit frätigem Stöße
Hans ans Fenster ihn weist,
Und die Flügel, die alten,
Aus den Fugen er reißt!

Erwachtes steht und erschrocken
Dort Herr Gurt gebannt,
Tönen die stürmenden Glocken
Rings durch's weite Land,
Feuer lehn auf den Bergen
Feuer rings in der Au',
Spiegeln sich Purpurbrände,
In des Neckars Blau.

Drüben am Eberweiler
Brennt glührother Schein,
Scheint einem Köhlermeiler
Gleich die Burg zu sein!
Drunten lärmt's im Thale
Um der Herren Schloß,
Fackeln glühen, es flirren
Waffen und Geschloß!

„Bruder, was mag das bedeuten,
Was das Alles? — woher?“
„Sind von deinen Leuten,
Es ist das Bauernheer!
Wälzt sich von Weinsberg herüber
Grade auf uns zu, —
Willst du noch dichten und denken!
Stirbst du in feiger Ruh!“

Führt es der Florian von Geyer,
Den du einst Freund genannt,
Ritterblut ist ihm nicht theuer,
Wehlfheil der Schleffer Brand.
Wilt's jetzt den Schädel zu wahren,
Jense zu deinem Schwert,
Kämpfe wider die Deinen,
Die hat Luther befehrt!

Nicht die zwölf Artikel,
Sie gestelen dir traun?
Siehst, was die Conventikel
Derer von Wittenberg braun:
Drüben über'm Neckar
Färbt es von neuem sich roth, —
Komm gerüstet herunter,
Leben gilt's oder Tod!“

Wildes Leben der Menge
Tragen die Lüfte empor,
Brauende Schlachtgefänge
Dringen an ihr Ohr, —
Oben am Himmel die Sterne
Werfen so trübes Licht, —
Schaun einen wilden Krieger
Und ein bleiches Gesicht. —
Adolf Stern.

Bücherchau.

Neue Romane. 1. Veronika, ein Roman von
Emma Schellbach. Neubrandenburg, Verlag von
Carl Brunslew 1853.

Im „Illustrierten Dorfbarbier“ von Ferdinand
Stolle fanden wir neulich eine Scene aus der
Kinderwelt, die bei aller Komik doch einen tiefen

Ernst in sich teug, dargestellt. Zwei Mädchen, kaum der Puppenstube entwachsen, stehen bei einander, die eine, welche noch etwas kindliches an sich trägt, fragt die andere, ein Mededämchen von zehn Jahren, warum sie so betäubt sei. Denke dir, erwidert diese, „unser neuer Lehrer sah mich so an, mit solchen Augen, daß ich wirklich denken mußte, ich hätte einigen Eindruck auf ihn gemacht. Kaum aber hatte ich ihm durch die Fingersprache einige Hoffnung gemacht — so — so gibt mir der Barbar einen Kackkopf!“ —

So wird's dem vorliegenden Romane gehen. Er wird denken, einigen Eindruck auf die Kritik zu machen — und wird, ehe er's vermuthet, einen Kackkopf erhalten. Von der Kritik nämlich, welche ohne Wohlwollen für den Autor und ohne Beachtung von dessen Talent tadelt, — die wirkliche, wahre und echte Kritik wird gestehen müssen, daß Emma Schellbach ein sehr beachtenswerthes frühes Talent sei, welches von seltsamen, — wir möchten vermuthen, Meklenburg-Strelitzschen Schrullen — behaftet, Noth genug haben wird, dieselben abzustreifen. Und diese Schrullen heißen: Uebertreibung, Altfränkischkeit und — was sollen wir's verhehlen? das Alpha und Omega unserer Abneigung: Kokettiren mit dem Pietismus.

Das heißt, es ist nicht der echte, rechte Wellbluts-Pietismus, der uns aus Emma Schellbachs „Veronika“ entgegentritt. Es ist nicht jener schwarze klapperdürre Mann mit ascetischen Gesichtszügen; es ist ein recht anständiger Jüngling, der neben der Bibel, um der Bildung Genüge zu thun, den Faust liest, und wenn er in die Kirche geht, nicht vergißt, eine weiße Weste anzuziehen und einen frischgeplätteten Vatermörder umzubinden. Emma Schellbachs Kirchenfrömmigkeit ist weder die rechte (denn die existirt gar nicht mehr) noch die Hengstenberg'sche. Sie ist — und da kommen wir auf den zweiten Fehler ihres Romans, — eine etwas altfränkische, wie sie wohl einer Louise Brachmann und Benedicte Naubert stehen mochte, wie sie aber für eine Emma Schellbach nicht gut paßt. Wenn sie zum Beispiel sagt, „weiter über den Teich hinweg sah man secundliche Dörfer liegen, alle die kleinen Häufel der Menschen, worin sie leben und sich plagen, und wohinein sie ihr Glück tragen, (beiläufig ein schlechter Reim.) wo sie lieben, hassen und streben, sie alle überragt (?) von dem Hause Gottes, das gen Himmel zeigt, um ihnen zu sagen, wohin auch sie streben sollen, und in dem Frieden verkündet wird und Veröhnung gepredigt,“ so will das gar nicht mehr passen, sündmalen, alledieweilen und wassermaken das Letzte eine Lüge ist. Wie die Verfasserin ausdrücklich in der Vorrede bemerkt, verschmähete sie es durch das Auftragen greller Farben, durch blendende Decorationen, durch

etwa unnatürliche Situationen zu locken.“ Dies wäre schon recht gut, wenn sie es wirklich auch gethan — sie hat aber ihre dürftige Handlung mit allem Flickwerk der modernen Romancier's drapirt, sie hat eine Ehebruchsgeschichte — ein Duell, in Folge der Entdeckung desselben, lauter alte und verbrauchte Effecte in ihren Roman gebracht. Da die Ehebruchsgeschichte psychologisch motivirt ist, wäre nichts darwider einzuwenden, daß sie dieselbe bringt, aber dann soll sie nicht das bei andern verwerfen, was sie selbst nicht verschmähete: „aufgetragene grelle Farben.“

Und nun die Personen! Da ist der Held Herbert Werner mit einem großen, weichen, stolzen braunen Auge und einem naiven Blick, (!?), da ist seine Schwägerin Clotilde ein hartes, sprödes, strenges, interessantes Wesen, welches durch die Heldin Veronika aufgethaut und herzlich wird, dem unbeschadet aber ein Stück Roué heirathet, von dem sie weiß, daß er Veronika früher geliebt, da ist endlich das Gesellschaftsfräulein Veronika, eine junge vierundzwanzigjährige Dame, die bald spricht wie ein Professor der Universität Helmstadt, bald wie ihr Lieblingsdichter Heine (Heine und Veronika ist tiefergläubig!) bald endlich wie ein gefühlvoller Pfaffe im Lavaterischen Style. „Sie sprach gern und lebhaft, wo sie für mehrere sprach, gleichsam an ein Allgemeines; wo sie an ein einzelnes Herz und Gemüth klopfen sollte, da war sie furchtsam.“ Ist das nicht merkwürdig? Diese Veronika, diese stolze selbstbewußte, von seiner Würde durchdrungne Wesen läßt sich fragen: „möchten Sie sich nicht verheirathen, oder hatten Sie keine Gelegenheit dazu? es waren wohl nicht viel Männer dort?“ Und dann die Nebenstaffeln: „da ist eine Familie des Barons D. mit — o schrecklichstes der Schrecken! — einer tauben Mutter, zwei sehr musikalischen Töchtern, und fünf Söhnen, sämmtlich Portepéciers — oder ist einer schon Lieutenant.“ — Da endlich hat die Verfasserin Gedichte eingestreut „kleine unbedeutende Lieder, die weder Kraft noch Blut haben, die für weich und gefühlvoll von vielen Personen genommen werden, nur weil ihnen die beiden angeführten Eigenschaften fehlen“ wie die Verfasserin ihre Verse recht treffend charakterisirt, ohne es zu wissen. Da singt sie naiv genug:

Die Welt und Du — ihr seid allein —
Alleine!

O mach's der Wolke nach, mein Herz;
Und weine — weine!

Da capo! Und weiter:

Wenn der Sonne goldne Scheibe sinkt,
Und die Blume Thau des Himmels trinkt
Und die Welt zur Nahe geht; —
Wenn der Mond am Himmel steht
Und mit klarer Silberscheibe lächelt
Und ein Zephyr um die Wirbel fächelt,
Ach, dann denk' ich Dein!

Und Du fehlst mir in diesen Räumen
Und auf Dich nur richtet sich mein Träumen
Werd' ich — werd' ich glücklich sein?"

Wem fällt hierbei nicht der Schneidergeselle aus Heines Reisebildern mit seinen Prachtversen: „Einsam irr' ich an der Silberquelle, wo uns oft der holde Mond belauscht etc.“ ein? — Die Verfasserin hat viel Talent zu anmuthigen Bildern, aber ebenso zu übertreibenden, zu sagen: „er feuerte den ganzen Abend unter den Glühofen für Emilien's Liebe mit glühenden Bränden“ ist doch wohl unstatthaft!

Emma Schellbach hat ein Talent, was groß und demnach beachtenswerth ist. Trotz ihrer Fehler hat diese „Beronika“ davon Zeugniß ab — die Kritik darf aber hier nicht schonend verfahren — denn nur durch ein schonungsloses Aufdecken aller ihrer Mängel kann die Verfasserin auf den rechten Weg gebracht werden.

Sie ist eine Dichterin, eine berufne Dichterin, möge sie eilen, zu den Auserwählten zu gehören, deren leider nur wenige sind. Sie mag sich mit dem Leben versöhnen, vom Himmel zur Erde zurückkehren:

„Die Geisterwelt ist nicht verschloßen,
Dein Herz ist zu, Dein Sinn ist todt,
Auf! bade Schüler unverroffen
Die ird'sche Brust in Morgentoth!“

A. St.

Zur Notiz.

Wegen Raummangels kann die ausgedehnte Besprechung der Gottschallschen „Göttin“ erst in nächster Nummer fortgesetzt werden.

D. R.

Feuilleton.

Literatur.

Eine neue deutsche Novellen-Bibliothek.

Im Verlage von Bruno Hünze wird binnen kurzem das erste Bändchen einer neuen „Bibliothek deutscher Originalnovellen“ erscheinen. Dasselbe wird die Novelle: „der Winkelpoet“ von Adolf Stern enthalten, welche wir schon einmal mit dem Bemerkten ankündigten, daß der Dichter sie als Oftergabe für deutsche Frauen erscheinen lassen wolle. Der Zeitpunkt des Erscheinens ist auf Ostern festgesetzt.

Pfaffenwirthschaft in Aesthetik und Literatur. Das „deutsche Museum“ enthält unter dieser Ueberschrift einen bestigen, aber treffenden Artikel seines Herausgebers Robert Prutz, diesmal zunächst gegen Dr. Joachim Friedrich Günther, welcher sich unterfangen, Schillers Lied von der Glocke vom hyperorthodoxen Standpunkt aus zu commentiren.

Poesien Arnold Schloenbachs. Vom Dichter des Märchenepos: „Aus der Blumenwelt“ steht ein Band Dichtungen unter dem Titel: „Natur und Menschenthum“ in Aussicht.

Musik.

Die Wagner-Woche in Weimar wird nun doch stattfinden. Am 16. Februar ist die erste Aufführung von Wagners „Fliegendem Holländer“ erfolgt, kurz hintereinander werden nun „Tann-

häuser, „der fliegende Holländer“ und „Lohengrin“ über die Bretter gehen.

Ein Concert zum Besten der kranken Hof-schauspielerin Auguste Bjernehard wird unter Leitung des Capellmeisters Ganz und unter Mitwirkung von E. Formes und Johanna Wagner am 2. März in Berlin stattfinden.

Wagners Werke in Hamburg. Die neue Kunstichtung hat denn nun auch den Weg nach Hamburg gefunden — im philharmonischen Concerte kam die Tannhäuserouvertüre zur Aufführung.

Treffender Ausspruch. In der Frankfurter „Didascalien“ wird gesagt: im Alterthume war Kunst Religion, jetzt ist Religion eine Kunst.

Correspondenz.

Wien, d. 26. Februar.

Heute wurde der Schneidergeselle Libenn, welcher vor einer Woche das Attentat auf den Kaiser versucht, durch den Strang hingerichtet. Morgens um 7 Uhr führte man ihn, während eines starken Schneegestöbers, das jedoch den Zudrang einer Menge Menschen, wocunter sich auch viele Frauen befanden, nicht hinderte, zur Richtstätte ab. Auf dem Wege dahin blieb der Verbrecher sich und seinen Gefinnungen durchaus treu; sein Haupt hielt er hochaufgerichtet und schaute, dem Wetter die Stirne bietend, trotzig und stolz zur Rechten und Linken auf die herbeigeströmten Zuschauer. Zwei Gensd'armen und ein Geistlicher begleiteten ihn, auf

dessen fortwährende Zusprache er indeß gar nicht zu achten schien. Trotz des Schauers, welcher nach geschehener Hinrichtung durch die Versammlung zog, konnte man doch auch eine gewisse wilde, kaltlustige Freude, gepaart mit Ingrim gegen den Thäter durchweg erkennen. — Der junge Mann, erst 21 Jahr alt, stand schon während seines Aufenthalts in Pesth bei seinem früheren Meister in dem Rufe eines schweigsamen, abgeschlossenen Sonderlings. Ein leidenschaftlicher Anhänger von Kossuth, scheint ihn nur politischer Fanatismus zu der That getrieben zu haben, deren Ausführung ihm schon lange im Kopfe gesteckt haben soll. Schon seit Wochen war er täglich auf der Bastoi, wo der Kaiser regelmäßig spazieren zu gehen pflegte, in den Mittagsstunden von 12 — 2 Uhr umhervagirt, einen günstigen Augenblick erspähend, der sich denn leider am 19. d. M. in größter Ausdehnung darbot. Die Theilnahme ist hier eine außerordentliche, und ebenso außergewöhnlich, wie ein Verbrechen, von dem Oesterreichs Geschichte bisher nichts aufzuweisen hatte. In allen Zeitungen regnet es förmlich von Gedichten; Glückwünsche und Beileidsbegrüßungen kommen von allen Höfen Europa's, aus allen Provinzen des Kaiserstaats an. Großfürst Constantin von Rußland kam vor einigen Tagen hier an, um dem Kaiser persönlich seinen tiefen Schmerz über das unerhörte Ereigniß auszudrücken. Von den 20 ärztlichen Bulletins, welche bis heute in den Zeitungen publizirt wurden, lauten die letzten besser; nach der gerichtsarztlichen Untersuchung der übrigens durchaus nicht unbedeutenden Wunde hat sich ergeben, daß der Stich von „geübter“ Hand vollführt wurde. Eigenthümlich bleibt es immer, wie Libeny gerade den Hinterkopf zum Zielpunkt wählen konnte und es liegt auch die Vermuthung nahe, daß er sich wirklich schon früher im Stöße geübt. Der den Kaiser begleitende Adjutant D'Donnel soa, wie man erzählt, gleich nach geschehenem Stiche die Wunde aus, um einer etwaigen Vergiftung vorzubeugen. Ebenso erzählt man auch, der Kaiser habe, als der eigentliche Retter, Bürger Ettentich, den Thäter ergriffen und ihm wiederholt ins Gesicht geschlagen, gesagt: schlagen Sie ihn doch nicht! und bei seiner Ankunft im Pallaste des Erzherzogs Albrecht, wo die Wunde verbunden wurde, sei sein erstes Wort gewesen: erschreckt nur meine Mutter nicht. — Das sind nur wenige Worte; wenn sie aber, wie wir gern glauben wollen, wirklich so gesprochen wurden, so ist darin ein Beleg für die persönliche Liebeshwürdigkeit des jungen Monarchen zu finden, den jeder rühmen muß. Es sind binnen dieser einen Woche, (um

nur einen Beweis von der Theilnahme der Bevölkerung zu geben) an die Redaktion der „Wiener Theaterzeitung“ bereits so viele Gedichte, die Rettung des Kaisers betreffend, eingesandt, daß sich besagte Redaktion veranlaßt gesehen hat, einen ganzen Band davon drucken zu lassen, welcher 2 Fl. kosten soll, und dessen Ertrag den in Mailand während des letzten Krawalls verwundeten Kriegern und den noch lebenden Familien der Getödteten zugewiesen werden soll. Die Buchdruckerei von Reck u. Pieter hat den Druck, wie die Redaktion mittheilt, gratis übernommen. Daß sich unter den Gedichten, die kürzlich in den Zeitungen bereits veröffentlicht wurden, auch viele finden, deren Verfasser zur Zeit der Revolution zu den tödtlichsten Nothen gehörten, kann in einer Zeit, wie der jetzigen, kaum mehr Wunder nehmen. Es ist aber ein sehr charakteristisches Zeichen. Unter alle den vielen Reimen habe ich doch fast keinen einzigen schönen Vers, unter all den Phrasen auch nicht eine poetische, überhaupt gar kein ergreifendes, oder dem Schwunge dichterischer Beredtsamkeit entströmtes Gedicht gesehen. Alle tragen den Stempel an sich, sind nicht einfach und natürlich, sondern fast durchweg eccentric und bizarr. Man sieht ihren Verfassern die Schweißtropfen auf der Stirn an. Selbst Daim, von dem man Besseres hätte erwarten können hat doch nur ein ziemlich mattes Produkt zu Tage gefördert, das indeß von den Zeitungen als das „gelungenste“ bezeichnet wird. Die Gedichte von Castelli und den unbedeutenderen Schriftstellern tragen ebensowenig zum Ruhme der Verfasser bei und Ausdrücke, wie: eine wilde Bestie, ein grimmes Scheusal, ein Bluthund, trifft man überall an. Indes, wie Alba sagt: „Ihr guter Wille ist das Einzige, was wir haben“ — so auch hier.

B. A.

Beitschwingen.

Lesefrucht. In dem 1858 im Druck erschienenen historischen Roman: „Jacob von Moley der letzte Templer,“ steht in der Vorrede: wer kennt nicht die Macht des Bannstrahls eines Oberpriesters in Rom im früheren Zeitalter? Während man sie jetzt nur noch mit einem Donnerkeil vergleichen kann, der in einem Naturalien cabinet aufgehängt ist; man schüttelt ungläubig den Kopf und läßt ihn hängen. — Seit der Zeit hat man Alles aufgeboten, um diesen Bannstrahl wieder mit verjüngter Kraft zu schleudern, damit er die ungläubig schüttelnden Köpfe zerschmettere.

— 4 —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.
In Commission von Bruno Häge in Leipzig.